



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

83938

D330

L93

A 1,027,410

PROPERTY OF
*University of
Michigan
Libraries*

1817

ARTES SCIENTIA VERITAS

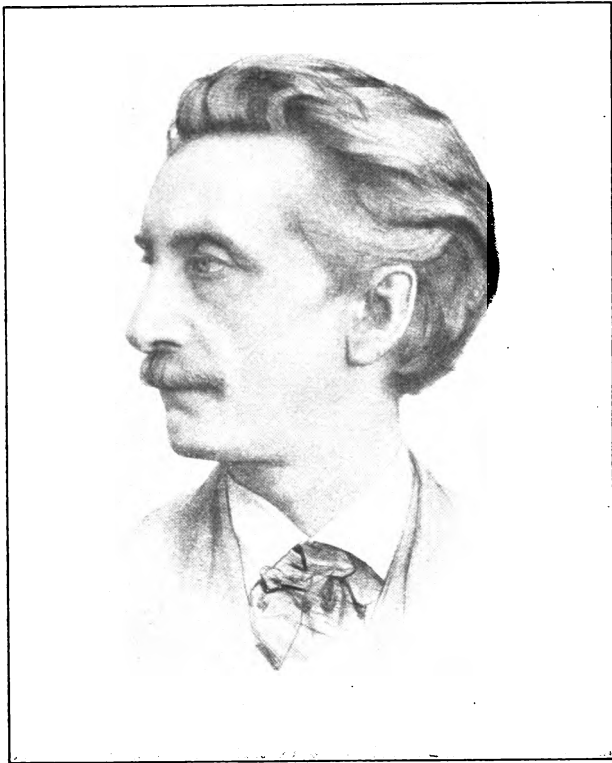
N

839.38

D330

L93

85



Hornschlecker

Mit gütiger Erlaubnis des Verlages.
Aus der Henselschen Mustatuli-Ausgabe (Bibliothek der Gesamtliteratur).

Multatuli

von

^{amuel}
S. Lubinski.

Gose & Tetzlaff, Verlagebuchhandlung.
Berlin 1902.

oder gar über Nietzsche stellen möchten. So scheint es denn hoch an der Zeit, diesem Mann tief in das Auge zu schauen, ob wir vielleicht in den innersten Grund seines Wesens hinabzutauchen vermögen.

Der feinnervige Aesthete oder der zünftige Litterarhistoriker, der sich an dieser Persönlichkeit vergreifen wollte, wäre rettungslos verloren. Ist dieser Multatuli ein Dichter? Oder Administrator? Oder ist er Politiker? Oder Journalist? Gewiß, das ist er alles im Ueberfluß — „also keines ganz, also nichts Rechtes“, brummt der zünftige Litterat. Und außerdem besitzt dieser Holländer offenbar philosophische Bildung, so etwas wie eine Weltanschauung, und ist ein großer Moralist, ein heldenhafter Apostel, Prediger und Märtyrer. Nur daß man aber auch hier nie recht weiß, was er nun eigentlich predigt: Hingabe und Aufopferung oder selbstherrliche Persönlichkeit? Der Moralphilosoph der Kategorien und Schubfächer weiß sich da einfach nicht zu helfen, und wenn er sehr lange nachgrübelt, dann geht ihm wohl gar der unsäglich und ungeheuerliche, geradezu ungläubliche Gedanke auf: am Ende predigte er Beides. So ganz und gar nicht lehrte sich dieser vertrackte Holländer an das Gesetz vom Widerspruch. Was war er nun eigentlich, was war er?

In jedem Fall war er eine starke und geschlossene bedeutende Persönlichkeit, deren Lebensäußerungen alle aus einem Mittelpunkt kamen. Das ist eine Grundthatfache, die jeder sofort herausfühlt, der sich in dieses Mannes Schriften vertieft. Nichts Zwiespältiges und Problematisches, nichts Unterirdisches und Mysteriöses tritt uns hier entgegen, wie sonst so oft bei großen und größten Persönlichkeiten und Kämpfernaturen. Multatuli hat viel erlebt und viel getragen, und darum strömt eine unendliche Lebensfülle von ihm aus. Aber Dunkles und Geheimnisreiches ist da gar nichts, und man hat durchaus den Eindruck, als wäre eine unendliche Sonne, die in die letzten Winkel leuchtet, weithin

Handwritten signature or scribble at the bottom of the page.

über diesem Leben ausgegossen. Aus diesem Gefühl heraus schöpft man dann die instinktive Gewißheit, daß es nicht allzu schwer fallen dürfte, seinen innersten Wesensstern herauszuschälen, in dem sich alle scheinbaren Widersprüche dieses großen Lebens zwanglos auflösen.

Zunächst, in aller Kürze, eine rein äußerliche Tatsache seiner Biographie, um gleich zu Beginn einem naheliegenden Mißverständnis vorzubauen. Eduard Douwes Dekker war durch siebzehn Jahre (1839—56) ein hoher Verwaltungsbeamter in Niederländisch-Indien. Er bekleidete hohe und einflußreiche Ämter und verfügte zeitweilig über eine sehr bedeutende Machtfülle. Er verkehrte mit indischen Fürsten und Häuptlingen, bändigte die aufständigen Eingeborenen durch die Macht seiner Rede und war ein Administrator ersten Ranges, der sich mit eingehender Sachkenntnis um die materielle Hebung der ihm anvertrauten Distrikte bemühte. Man erwartete die Zeit, wo er die höchste Staffel in der Beamtenhierarchie erstiegen haben würde. Eduard Douwes Dekker mußte es dereinst zum Generalgouverneur von Niederländisch-Indien bringen. Das glaubte mancher, und auch seinem eigenen Ehrgeiz stand dieses Ziel wohl nicht allzu fern.

Aber es kam anders. Weil er seine Pflicht that, nur seine Pflicht, und die Eingeborenen vor Ausbeutung von Seiten ihrer Häuptlinge und der niederländischen Kapitalisten nach Kräften beschützte, so ballte sich eine dumpfe und mächtige Opposition gegen ihn zusammen. Nach siebzehn Dienstjahren erlag er schließlich. Er kam mittellos nach Holland zurück und schrieb dort, im Alter von vierzig Jahren, sein gewaltiges Erstlingswerk „*Max Havelaar*“ (1860), eine Kampfschrift für seine mißhandelten Javanen. Es schien ihm sehr gleichgiltig zu sein, daß dieses Buch für die holländische Litteratur eine künstlerische Revolution bedeutete, und er war empört darüber, wenn man seinen Stil und seine gewaltige Darstellung nach Gebühr bewunderte — anstatt zu handeln.

„Der Javane wird mißhandelt“. Dieser Thatbestand allein schien ihn zu interessiren, und da er seinen Schutzbefohlenen als Beamter nicht mehr zu helfen vermochte, so griff er für sie zur Feder — anscheinend nur darum allein. Er wenigstens hat es oft genug versichert, und seine Kritiker haben es ihm offenbar geglaubt. Und so bildete sich für diese Persönlichkeit ein Schlagwort heraus, das nachgerade zu einem litterarischen Cliché zu werden droht. Multatuli, so heißt es, wäre eigentlich eine Chatnatur gewesen. Erst als ihm der Weg zu Thaten versperrt wurde, hätte er zur Feder gegriffen. Aus dem Assistenz-Residenten von Lebat Eduard Douwes Dekker wuchs nur deshalb der Dichter Multatuli heraus, weil der Generalgouverneur Duyman von Twist den Eingeborenen kein Recht widerfahren ließ und ihren Beschützer aus seinem Amt entfernte. Die holländische und europäische Litteratur wäre also nach dieser Version diesem pflichtvergeßnen Gouverneur wohl gar zu Dank verpflichtet.

Aber diese Legende entbehrt jeder inneren Wahrheit und widerspricht auch, wenn man schärfer zusieht, den Grundthatfachen dieses Lebens. Schon als Knabe las Dekker-Multatuli eifrig die Dichter, und der Beamte in Indien hatte eine reichhaltige Bibliothek zur Verfügung, in der Schiller, Goethe und Heine nicht fehlten. Wie hoch er gerade den Poeten aus Düsseldorf einschätzte, der ja in seinen Jünglings- und ersten Mannesjahren sein Zeitgenosse war, das kann man fast auf jeder Seite seiner Schriften nachlesen. Und in der herrlichen indischen Natur dichtete er Verse und Parabeln voll orientalischer Glut und Farbe, und seine öffentlichen Ansprachen an indische Fürsten bewiesen, daß er sich in die phantastische Denk- und Sprachweise der Eingeborenen in einer Weise eingefühlt hatte, wie es letzten Endes doch nur ein Dichter vermag. Er wußte auch, was in ihm lebte, und wenn er nicht schon damals an die Oeffentlichkeit trat, so hielt ihn davon nur jene feine Scham ab, die jede wahrhaft innerliche

Natur zu überwinden hat, bevor sie ihre geheimsten Erlebnisse einem wohlwollenden Publikum zur öffentlichen Beurteilung überliefert. Außerdem erfüllte ihn unersättlicher Wissensdurst: er trieb Mathematik, Geschichte, philosophische und ästhetische Studien und stand, im fernen Osten, auf der Höhe der Bildung seines Zeitalters. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt werden, daß Multatuli überhaupt keine Thatnatur gewesen wäre. Aber er war diese nicht allein und nicht einmal vorzugsweise. Der künftige große Schriftsteller, Denker und Dichter rumorte schon ganz gewaltig in dem indischen Beamten und hätte sich früher oder später auch ohne äußeren Anlaß sicherlich entladen.

Mit jener äußerlichen Erklärung, die sich auch nur auf eine Zufälligkeit seines äußeren Lebens bezieht, ist nichts gethan und so steigt noch einmal mit voller Wucht die Frage in uns auf: wer war Multatuli? Wer war er nach seinem innersten Wesen?

II.

Vor allem: in ihm war jene unermessliche Sehnsucht, die das Leben als eine große Einheit begreifen und in sich eintrinken will. Im ersten Kapitel seines „May Havelaar“, für mich das Glanzstück dieses Werkes, erzählt er uns, was er zu Urles in Südfrankreich für merkwürdige Dinge erlebte. Die Schönheit der Frauen von Urles berückte und bezauberte ihn, was uns bei dieser feurigen Künstlerpersönlichkeit ja weiter nicht verwunderlich erscheint. Aber nicht nur diese Frauenschönheit als solche hatte es ihm angethan, sondern sie war ihm, so wunderbar es klingt, ein Buch, in dem er Weltgeschichte las. Was sich im Umkreis des Mittelmeeres jemals an weltgeschichtlichen und welterschütternden Kämpfen abgespielt hatte, das glaubte er in den Gesichtszügen der Frauen von Urles zu lesen. Und ohne Zweifel hatte er Recht, da ja jene südfranzösische Bevölkerung aus einer großen Rassenmischung

hervorging. „Sie spielen eine Geschichte aus in ihren Zügen. Karthago blüht und baut Schiffe auf ihrer Stirn . . . höret den Hannibalschwur gegen Rom . . . da flechten sie Sehnen für den Bogen . . . da brennt die Stadt . . .“ So schwärmt er, und Weltgeschichte und Frauenschönheit, Vergangenheit und blühendste Gegenwart schließt sich ihm zu einer einheitlich lebendigen Anschauung zusammen. Immer aber sind es doch noch viele Frauen in diesem Urles, und jede folgende verdrängt die vorige aus der Bewunderung. Wie einst Caligula dem ganzen Rom ein einziges Haupt wünschte, ein Gleiches wünschte dieser aus Java nach Südfrankreich verschlagene Schwärmer den Frauen von Urles. Daß sie nur ein Haupt hätten alle miteinander, nicht um es abzuschlagen — „um . . . es zu küssen auf die Stirn, wollte ich sagen, aber das ist es nicht! Nein, um unverwandt darauf hinzuschauen, und davon zu träumen, und um . . . gut zu sein!“ So spielt also auch noch die Moral hinein, verbindet sich mit der Weltgeschichte, mit der Aesthetik, mit der Liebe — und der berauschte Philosoph hat so das ganze Leben beisammen mit all seinen Kräften und Unendlichkeiten, und es ist doch gleichsam auf einem Punkt zusammengezogen, er kann es schauen und greifen in einer einzelnen Erscheinung. Niemals hat dieser wundersame Mann eine Einzelsache nur um der Einzelsache willen betrieben: nicht in der Wissenschaft und nicht in der Liebe. Mit großer Neigung widmete er sich der Mathematik, und die Schärfe seiner Logik mag sich in dieser Schule ausgebildet haben. Aber dennoch war ihm die Mathematik nicht nur eben Mathematik, sondern — hören wir ihn selbst: „Es ist herrliche Poesie, das Aufheben des feuschen Gewandes der Natur, das Suchen ihrer Formen, das forschen nach ihren Verhältnissen, das Betasten ihrer Gestalt, das Eindringen in die Gebärmutter der Wahrheit. Sieh, da hast du die Wollust der Geometrie! . . . Und — Thor ich! — ich bin ihr Freund! Wahrlich, sie stößt mich

nicht zurück, giebt sie sich gleich nicht willenlos gefangen. Just Mysterium genug, um gewünscht und begehrt und angebetet zu bleiben. Nicht genug, um den stürmischen Bewerber nutzlos zu machen. Ich habe ihre Fußknöchel, ihre Kniee gesehen, ja die Hüfte und die Lenden dann und wann . . . aber, aber, dann stößt sie mich von sich und flieht hinweg, Daphne, die sie ist, Sylphe, die sie ist, Irrlicht, Courtesane, Jungfrau . . . und bei alle dem die große mächtige Isis, die Frau Jehovah, die ist, war und sein wird, unveränderlich, unantastbar, unerreichbar: das Sein, die Wahrheit“. Wahrlich, das sind seltsame geometrische Konstruktionen, die also gefeiert werden konnten. Ach, die Geometrie? — das war es ja gar nicht. Das Leben, das Sein, die große Einheit leuchtete ihm aus diesen Formeln und Sätzen hindurch, und sicherlich, die Geometrie als solche wäre ihm ohne diese geheime Beziehung herzlich gleichgültig gewesen. Es ist in diesem Zusammenhang von hohem Interesse, wie Multatuli sich Goethes Faust ausgedeutet hat. Ihm ist es kein Widerspruch, daß der titanische Denker, der vergebens dem Urgrund alles Seins entgegenstrebte, hinterher einem Mädchen wie Gretchen verfällt. Denn Wissensdrang und Liebe zum Weibe, es ist daselbe. Es sind nur zwei Erscheinungsformen der gleichen Grund- und Geisteskraft. Ein heißer Liebesdrang treibt den Forscher zu einem noch unbekanntem Nordpol, und es ist wieder viel Wißbegierde in der Art, wie der Mann eine ihm noch unbekanntes Weibpersönlichkeit zu ergründen trachtet, indem er sie liebt. Ob Faust Gretchen liebt oder die Mathematik — es ist allemal das Leben selbst, die große Einheit fancy! So nämlich, mit diesem Namen benennt Multatuli, wenn er bezeichnen will, was er ersehnt. fancy ist ein Mädchen, aber sie ist auch das Universum. Sie lebt in engen Verhältnissen, wird in eine Besserungsanstalt untergebracht, fühlt sich tief unglücklich, hilflos und verlassen und ist doch zugleich allmächtig und war von Anbeginn. Sie ist die Liebe, sie ist die

Logik, die Notwendigkeit, der Mittelpunkt der Erde. Doch hören wir es selbst, das hohe Lied Multatulis an fancy. „Prophetin, Vestalin, Orakel, Sybille, Egeria, Rafaels Schwester, wo bist du, wo wohnst du?

Muß ich dich suchen in den Wolken oder in den Straßen einer Stadt?

Muß ich einen Zauberspruch erfinden, daß du aus der Höhe niederschwebest? Um dich aus der Tiefe heraufzubeschwören?

Bewohnst du ein Gestirn, das fest ist gleich der Erde? Kreist und fährt er daher, dein Heimort, wie meiner, der nicht unten noch oben hat?

Siehst du die Sonne, fancy?

Oder, fancy, bist du die Sonne?

Bist du der Mittelpunkt der Erde, der alles anzieht? Dann, fancy, ist jeder Regentropfen eine Botschaft an dich! Dann ist jeder Blitzstrahl, der niederfährt in den Grund, ein Minnebrief an dich, an dich!

Das ist der eigentliche Wesensgrund von Multatulis Persönlichkeit: dieser Drang zum Mittelpunkt und zur Einheit des Lebens. Diese Sehnsucht, das Leben zu ergreifen mit allen Werkzeugen, die ihm zu Gebote stehen: mit Logik, Willen, Gefühl, Seele, Sinnen — und es dann in sich einzutrinken oder in ihm zu vergehen. Auch seine Chatnatur war nur ein Spezialfall dieses allmächtigen Dranges. Er wollte eben das Leben auch von dieser Seite her kennen lernen und gründlich auskosten: er handelte, wie er dichtete und träumte und grübelte und liebte und Mathematik trieb. Mit durstigen Sinnen sog er die farbentrunkene Herrlichkeit von „Insulinde“ in sich ein, wie er Niederländisch-Indien in seiner Verzückung benannte. Fast gleichzeitig aber saß er in seinem Arbeitszimmer über Akten, Berichten, Statistiken, Rechnungen über Ein- und Ausfuhrtabellen und über „Büffellisten“. Diese Arbeit ging ihm fabelhaft schnell von der Hand, weil er wieder und wieder durch Zahlen und Rubriken den Herzschlag des Lebens

pochen hörte. Aus seinen Büffellisten erwuchs ihm die herrliche Erzählung „Saidjah und Abinda“. Und wenn er zu Aufrührern oder zu Häuptlingen zu sprechen hatte, alsdann schlossen sich praktische Politik und Poesie ganz von selbst zu einer rhetorischen Meisterleistung zusammen, die, wie Wilhelm Spohr ganz richtig bemerkt, in wundervoller Weise orientalischen Farbensduft mit occidentalischer Logik vereinigte. Eine solche Ansprache findet sich in Multatulis Erstlingswerk „May Havelaar“, und er giebt uns zugleich wertvolle Auskunft über die Genesis dieser Rede: „Man wird belehrt, daß Havelaar wirklich Dichter war. Jeder fühlt, daß er, von den Reisefeldern sprechend, die auf den Bergen waren, die Augen dorthin richtete durch die offene Seite der Halle, und daß er die Felder in der That sah. Man sieht ein, als er den Baum fragen ließ, wo der Mann sei, der als Kind an seinem Fuß gespielt, daß dieser Baum da stand und in der Einbildung von Havelaars Zuhörern in Wirklichkeit fragend umherspähete nach den ausgewanderten Bewohnern von Lebat. Auch ersann er nichts: er hörte den Baum sprechen und glaubte nur nachzusagen, was er in seiner dichterischen Auffassung so deutlich verstanden hatte“. Es ist die gleiche Methode dichterischen Gestaltens, wie sie dreißig Jahre später bei Friedrich Nietzsche zur Entfaltung kam.

Ich glaube, nun ist der Mann einigermaßen in seinem Wesen erkannt, und gerade wir in Deutschland wissen zur Genüge, wo seine geistige Heimat liegt. Denn vor nunmehr genau hundert Jahren kam ja auch bei uns diese Sehnsucht nach der großen Lebenseinheit zum Ausbruch. Einheit von Poesie und Philosophie, von Wissenschaft und Lebensführung predigte vor hundert Jahren die deutsche Romantik, die da, ganz wie Multatuli, alle Hilfsmittel und Werkzeuge der Seele, der Sinne, der Logik und Wissenschaft in Bewegung setzte, um das Leben einheitlich zu umklammern. Man weiß, daß dieses heiße, mittelpunktlose Sehnen im wirklichen Leben nicht zur Erfüllung kam. Man mußte sich vielmehr

in künstlich zurechtgemachte Traumwelten flüchten, und die Einheit des Lebens wurde so wenig erreicht, daß man Vernunft und Wissenschaft, die wahrlich doch auch zum Leben gehören, schließlich völlig ausschied. So blieb das romantische Ideal in seiner Ursprünglichkeit, wie es vor hundert Jahren von der Feuerseele Friedrich Schlegels geboren wurde, unverwirklicht in Litteratur und Dichtung. Wohl konnten die bildende Kunst und auch die Musik eine einheitliche Romantik und auch einheitlich romantisch gestimmte Persönlichkeiten erzeugen: Richard Wagner, Böcklin. Die redenden Künste dagegen mußten sich mit der unendlich reichlichen Befruchtung von Einzelgebieten begnügen. Auch große Geister, wie Byron und Heine, waren schließlich zu sehr Künstler im spezifischen Sinn, um mehr als ganz an der Peripherie das romantische Gesamtidéal zu verwirklichen. Friedrich Nietzsche aber, der scheinbar hierher gehört, steht in Wirklichkeit, wie wir sehen werden, auf einem völlig anderen Blatt. Der einzige Vollromantiker der europäischen Litteratur, der in Wahrheit, im Leben und Schaffen die große Einheit erzielte, war der Holländer Eduard Douwes Dekker, genannt Multatuli. Wenigstens an der Oberfläche errang er diese Universalität, und von hier aus ist er auch in seiner Kunstübung erst voll zu verstehen.

Zunächst aber müssen wir den Menschen allseitig kennen gelernt haben, bevor wir das Urteil über den Künstler wagen. Darum noch einige Worte über die aktiv moralische Seite seiner Natur, über das, was man im engeren Sinne als „Charakter“ zu bezeichnen pflegt.

III.

War er Altruist oder Egoist? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht von Wichtigkeit in einer Zeit, die wieder einmal zwischen diesen beiden Begriffen und Lebensmächten eine scheinbar unüberwindliche Mauer aufgetürmt hat. Aber gerade einer Persönlichkeit, wie

Multatuli gegenüber, empfindet man die ganze Lächerlichkeit dieses Gegensatzes und dieser Fragestellung. Man darf, um das Verhältnis dieses großen Menschen zur Welt darzustellen, ruhig die Grundbeziehung zwischen Mann und Weib zum Vergleich heranziehen. Er, der in der Mathematik eine Geliebte sah, und sich den unbekanntem Mittelpunkt des Universums auch nur gleichsam als fancy vorzustellen vermochte, würde gegen einen solchen Vergleich am wenigsten etwas einzuwenden haben. Nun denn: wenn ein Mann einem geliebten Wesen alle Schätze seiner Seele zu Füßen legt, sich ihm opfert und vielleicht sogar sein Leben giebt, wenn ihm nur dieses eine dafür gewährt wird: — es in seine Arme zu reißen, es besitzen — was ist das? Altruismus oder Egoismus? Ach, es ist Beides, oder vielmehr, es steht über Beidem und mündet geradewegs dort hinaus, wo das Mysterium des Seins beginnt. Multatuli war eine lebensfähige Natur, wie wenige. Er konnte nicht leben, wenn er sich selbst nicht völlig hingeben und verschenken konnte: verschwenderisch, unermesslich, königlich! Aber eben so war er ein Liebestyrann, wie wenige, und gebrauchte seine Liebe und die Größe seiner Seele als eine Waffe, die die Menschen in seinen Bann zwang und ihm ihre Herzen unterjochte. Er selbst hat das sehr wohl gewußt, und seinen Drang, zu helfen und zu retten, bezeichnete er mit Stolz und Selbstbewußtsein als „Hochmut“. Wenn er verlorene Mädchen aus ihrem Elend herausriß, arme vagierende Musikanten königlich unterstützte, und, während er selbst in der bittersten Not dahinlebte, durch die Kraft seines Wortes Unsummen zusammenbrachte, um eine arme Familie oder seine durch furchtbare Springsfluten geschädigten Javanen zu unterstützen — dann fühlte er mit Stolz, das konnte nur er. Und er erhob sich in siegreichem Hohn gegen die verkommene und philiströse Moral der Bourgeoisie, gegen das ganze Getriebe und Gewimmel des sozialen und politischen Lebens, das ihm kleinlich und verächt-

lich schien und ihm auch so erscheinen durfte. Mit Recht verglich er sich mit seinem erhabenen Vorbild Jesus, der ja auch durch die Kraft seiner Seele die Welt unwiderstehlich unterjochte und sich stolz und groß über kleinliche Menschenatzung hinweghob. Aber gerade an Multatuli hat sich auch das Verhängnis der Kraft bewährt, jenes tragisch tiefe Wort: wer das Schwert gebraucht, soll durch das Schwert umkommen. Die Liebe gewann Gewalt auch über ihn, und der tiefste und härteste Konflikt seines Lebens entsprang aus der Ueberfülle seiner seelischen Hingabe. Es kam die Zeit, wo er zu wählen hatte zwischen seiner angebeteten ersten Frau, der Gefährtin seiner bösesten Tage, und einem Mädchen, das zwanzig Jahre jünger war als er, das ihn eben darum mit dem Zauber ihrer Jugend berückte, und das zudem seine Schülerin war: als er zwischen Tine und Mimi stand. Ach, er wollte nicht an die Grenze seiner Liebesallmacht glauben, und eine lange Zeit zwang er die beiden Frauen zugleich in seinen Bann, und sie glaubten, daß es möglich wäre, ihm gleichzeitig anzugehören. Es war nicht möglich, und er konnte seine Mimi nur erkaufen um den Preis der dauernden Trennung von Weib und Kind. Tine starb fern von ihm, in Italien, und seine Kinder waren ihm entfremdet. Das war die tiefste und eigentlichsite, ganz und gar innerliche Tragik in Multatulis Leben.

Außerlich gewichtiger und verhängnisvoller erscheint freilich auf den ersten Blick, was ihm in Niederländisch-Indien widerfuhr, wo er siebzehn Jahre lang Beamter war. Er liebte die Eingeborenen, diese Javanen, dieses Land und Volk und diese herrliche Natur. Aber zugleich offenbarte sich der Doppelcharakter seiner Liebe. Wie ein König sprach er zu diesen Javanen und lenkte und beherrschte sie durch die Macht seines Wortes und Blickes. Und eine Zeit lang spielte er mit den Gedanken, sich zu ihrem Führer aufzuwerfen und das niederländische wie das Joch ihrer Häuptlinge zu zer-

brechen. Er erkannte freilich die Unmöglichkeit dieses Beginns, und so kam nur die andere Seite seiner Liebe zum Ausbruch: er opferte sich für seine Javanen völlig auf. Man weiß, was das für sein Leben zu bedeuten hatte. Im Kampf gegen die niederländischen Kapitalisten und eingeborenen Häuptlinge, die beide in holder Eintracht am Erpressungssystem interessiert waren, wurde Decker-Multatuli vom Generalgouverneur schmählich im Stich gelassen und mußte schließlich seinen Abschied nehmen. Er gab eine glänzende Laufbahn auf, erlebte eine Periode bittersten Elends, suchte als Schriftsteller seinen Javanen doch noch zu helfen und wurde auf diesem Weg der große Dichter Multatuli. Sein Erstlingswerk, „*Max Havelaar*“ ist ganz und gar aus diesen Tendenzen herausgewachsen und begründete seinen unvergänglichen Ruhm. Aber es zehrte an ihm durch ein Jahrzehnt, daß seine dichterischen Thaten so geringe praktische Erfolge erzielten. Hier, an diesem Wendepunkt erscheint es am Platz, auch den Politiker Multatuli im Umriss zu umschreiben.

IV.

Ein Kolonialsystem beruht immer auf der Gewalt. Darüber ist gar kein Zweifel möglich. Wer kolonisiert, der will ausbeuten, sich die wirtschaftlichen Hilfsquellen des kolonisierten Landes erschließen und unterwerfen. Auch die Holländer kamen nach Java als Eroberer, und es war nur eine ganz natürliche Folge, daß sie den unterworfenen Eingeborenen nicht gleiches Recht wie den Niederländern zugestanden. So ist es immer in Kolonien gewesen und wird es ferner auch sein, so lang im Verhältnis von Volk zu Volk das Kriegs- und Gewaltrecht herrscht.

Uebrigens ist es nicht gesagt, daß die Eingeborenen unter einer solchen fremden Gewaltherrschaft unbedingt schlechter daran wären. Die niederen Volksklassen haben im Gegenteil oft Ursache, aufzuatmen, wenn ein großer Tyrann an die Stelle von zwanzig kleinen

getreten ist. Hätten die Holländer kurzweg die javanischen Großen, Häuptlinge und Regenten, an die frische Luft gesetzt, so hätten sie immerhin ihre Kolonien einer ausgiebigen finanziellen und kommerziellen Ausbeute unterwerfen mögen: die Bevölkerung hätte es ihnen doch gedankt. Wenigstens wäre es dann ein rationeller Druck gewesen, anstatt der sinnlosen und ganz unberechenbaren Erpressung, wie sie von den Häuptlingen beliebt wurde. Vielleicht hätte der Javane hohe Steuern bezahlen und Produkte anbauen müssen, wie sie von Europa begehrt wurden. Man hätte ihm aber nicht für den Hofdienst wieder und wieder seine Büffel geraubt, ihn nicht gewaltsam zu unbezahlter Arbeit gepreßt, während sein Reisfeld daheim verödete. Und diese Steuern wären nicht willkürlich und launenhaft durch allerlei „freiwillige“ Geschenke in das Unenträglichkeit hinein vermehrt und ergänzt worden. Kurz, es wäre an Stelle des orientalischen ein europäisch-bureaufkrätischer Despotismus getreten, und das hätte zweifellos einen Fortschritt bedeutet. Freilich, die Vorbedingung dazu war die: Häuptlinge zum Land heraus! Zum Unglück waren diese Häuptlinge sehr mächtig und fanden sogar einen Rückhalt bei der ausgesogenen Bevölkerung. Die ideellen Mächte, historische Tradition und dynastische Anhänglichkeit, vermochten in der Seele des Javanen immer noch dem Groll über materielle Unterdrückung die Wage zu halten. Ohne eine große und rücksichtslose Machtentfaltung war die erste Vorbedingung zu einer rationalen Verwaltung, die Ausrottung der Häuptlinge, nicht durchzuführen. Dazu aber fehlte es dem kleinen Holland offenbar an den nötigen Mitteln: es war nicht mächtig genug. Und so mußte es schon mit den Häuptlingen Halbpakt machen, indem sich beide Teile über gemeinsame Ausbeutung der Javanen ins Einvernehmen setzten. Sicherlich that man es auf niederländischer Seite nicht leichten Herzens: der Kapitalist teilte ohne Zweifel sehr ungern mit den Häuptlingen die Beute, und der General-

gouverneur sehr ungern mit ihnen die Macht. Mangel an Macht war also die wahre Ursache des Krebschadens, der an dem Körper von Niederländisch-Indien fraß. Nicht Gewalt und Autorität an sich verschuldeten diese Uebelstände, sondern die Teilung und Zersplitterung der Gewalt, die ungenügende Autorität des Staates.

Multatult aber zog die umgekehrte folgerung. Als er mit seinen heroischen Reformversuchen gründlich scheiterte, da verließ er Niederländisch-Indien als glühender Hasser jeder Autorität und Gewaltherrschaft, und er schrieb jene ingrimmigen zehn Urgeschichten von der Autorität, die klare Prägnanz und bitteren Humor so köstlich in sich vereinigen. Diese Auffassung, die er nach der Heimat mitbrachte, verhinderte ihn auch an einer wirklich praktischen Thätigkeit für die Kolonien. Nach seinem eigenen Ausspruch hätte er es leicht zum Minister gebracht, wenn er sich den Liberalen angeschlossen hätte. Die liberale Partei jener Tage dachte ja gewiß nicht daran, die Kolonien der Ausbeutung durch die Kapitalisten zu entziehen. Wohl aber war sie bereit, der Häuptlingswirtschaft nach Kräften entgegenzutreten und an Stelle des Zwangsystems die „freie Arbeit“ gegen Bezahlung zu setzen. Noch einmal, ob das kleine Holland zur Durchführung einer solchen Reform stark genug gewesen wäre, erscheint mehr als fraglich. Aber es hätte immerhin den Versuch gelohnt, und wenn einer, so wäre Eduard Douwes Dekker der Mann für dieses Experiment gewesen. Er that es aber nicht, er machte keinerlei Konzessionen an das Ausbeutungssystem, überwarf sich vielmehr mit beiden Parteien, und sein titanischer Kampf für die Kolonien verpuffte ohne unmittelbare praktische Wirkung. Zweifellos eine schwere Verfehlung und ein schwerer Vorwurf vom Standpunkt des Realpolitikers. Aber man muß sich denn doch sehr ernstlich fragen: konnte er anders, ohne sich selbst zu verleugnen? Er liebte eben nach seiner Art sein „Kaiserreich Insulinde“, und eine Ge-

liebe teilt man mit keinem andern. Zugeständnisse waren da ganz unmöglich. Er konnte sich nicht den Methoden der Durchschnittspolitiker anbequemen: denn er war zu groß dazu. Um freilich dennoch diese Methoden zu handhaben, ohne auf ein niedrigeres Niveau herabzusteigen, dazu hätte er wieder größer sein müssen, als er war. Hier aber rühren wir an eine Grenze seiner Natur, die scharf zu markieren sein wird, wenn wir erst alle seine positiven Eigenschaften gründlich erschöpft haben. Zuvor gilt es, noch eines der wichtigsten Kapitel dieses Lebens auszulagern, welches sich betitelt: Multatuli, der Künstler.

V.

Wieder müssen wir uns erinnern, daß er Vollromantiker war im ursprünglichsten Wortsinne. Und so findet sich in seinen Werken jene Doppelseigenschaft aller romantischen Kunstübung: Zertrümmerung der spezifischen Kunstform und Vorwalten der Ich-Persönlichkeit des Autors. Die einzelnen Kunstformen werden zertrümmert und die verschiedenen Gattungen durch einander geführt: Lyrik, Dramatisches, Erzählung, Philosophie, Feuilleton — das alles giebt sich in oft fragmentarisch-embryonaler Gestaltung ein Rendezvous in einem einzigen Buch. Damit aber nicht genug: es ist ja alles Eins, alles kommt aus der gemeinsamen Urwurzel, dem Leben. Darum wird auch die reinliche Scheidung zwischen Poesie und Wissenschaft verworfen und immer nur ihr Gemeinsames betont. Mathematik und Geliebte, wie wir schon sahen, standen ja für diesen Kopf und dieses Herz im engsten Zusammenhang. Und so bricht die mathematische Wahrscheinlichkeitsrechnung mitten in die sinnlich lebendige Dichtung hinein, und die scharfsinnige Zergliederung soziologischer und moralphilosophischer Probleme schlägt unversehens in Lyrik über, und aus amtlichen Aktenstücken wachsen wundervolle Parabeln und eine so herrliche Erzählung wie „Saidjah und Udinda“ heraus. Es soll eben

durchaus das Urleben gegeben werden, der Kosmos, der Embryo, an welchem sich die Identität aller Dinge zwanglos nachweist. Selbstverständlich würde aber diese ersehnte große Einheit nie herauskommen, sondern nur ein wüstes Sammelsurium, wenn nicht diese unendliche Bunttheit wirklich aus einer einzigen Wurzel herauswachsen würde, die keine andere war, als die Persönlichkeit des Autors. Multatuli giebt Abdrücke seiner Seele, seiner inneren und äußeren Erlebnisse. Und da er eine große und unerschöpflich reiche Natur war, so erlebte er freilich eine Unendlichkeit von Menschen und Dingen. Am zwingendsten offenbart sich die Kunstübung des großen Holländers wohl in seinen beiden Erstlingswerken: „*May Havelaar*“ und „*Liebesbriefe*“. Denn beide Mal braucht er nur über sich und seinen Lebensgang ausführlich zu berichten, um eine Welt heraufzubeschwören. Die Erlebnisse *May Havelaars* in Niederländisch-Indien waren unter sehr durchsichtiger Maske die Erlebnisse *Deffers* selbst. Ob er uns nun amtliche Aktenstücke mitteilt oder allgemeine Betrachtungen über die Verwaltung jener Gegenden entwickelt, ob er erzählt, analysiert, referiert, dichtet — immer folgen wir ihm mit atemloser Spannung. Denn wir fühlen, hier handelt es sich um die Seelenerlebnisse eines großen Menschen, den irgend ein schöpferischer Verwaltungsgedanke eben so sehr in allen Fibern und Nerven vibrieren ließ, als wenn Verse und Parabeln ihm durch seine Seele glühten. Und es ist nicht wohlgethan, das spezifisch Dichterische dieses Werkes aus diesem Rahmen herauszubrecken und vereinzelt vorzuführen. Ich wenigstens bekenne: die Erzählung von „*Saidjah und Abinda*“ streifte ursprünglich, als ich sie in ihrer Vereinzlung las, nur ganz an meiner Oberfläche vorbei, während sie mich hinterher, im „*May Havelaar*“, ins tiefste hinein bewegte. Ein gleiches gilt von der Parabel vom javanischen Steinhauer im herrlichen elften Kapitel dieses Werkes. Wirklich, es ist eine Kunst, so heterogene Erlebnisse derartig zusammen-

zustimmen, daß solche Höhepunkte und Tiefgänge erzielt werden.

Noch um eine Stufe höher stehen die „Liebesbriefe“*) (1861), weil hier bereits alles viel innerlicher geworden ist. Der Dichter hatte eine traurige Erfahrung von vier Jahren hinter sich. Der Kampf für seine Javanen war an dem Philisterium seiner Landsleute völlig gescheitert, und da trat ihm das eigentliche Problem seiner Persönlichkeit voll vor die Seele: hast du ein Recht dazu, nicht Philister zu sein? Ist dein „Hochmut“, der dich zwingt, immer und immer wieder für andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen, nicht eine Thorheit und Don Quixoterie? Die Antwort konnte freilich für ihn nicht zweifelhaft sein: so bin ich; ich kann es nicht ändern. Freilich eine solche Antwort genügte nicht, vertiefte nur dieses Problem, weil ja alsdann jede, sagen wir, jede Besserung ausgeschlossen war. Der Dichter brauchte einen andern Trost, um nicht zusammenzubrechen.

Da trat ihm wieder seine große Auffassung des Lebens als der Alleinheit entgegen. Und diese Einheit fühlte er mit Urgewalt durch seine Adern brausen, und er war stärker, mächtiger, als seine Feinde, diese scheinbaren Sieger, die ihren Sieg doch nur um den Preis der Verarmung ihres Lebens erkaufen. Und es stieg die Gewißheit in ihm empor: das letzte Wort behalte ich; ich werde siegen — „es kann mir nit g'schehn“, um mit Anzengruber zu reden. Doch erst aus Kämpfen und tiefster Verzagttheit erwuchs ihm diese Seligkeit, und die „Liebesbriefe“ stellen dar, wie er verzweiflungsvoll und siegreich zugleich nach diesem Ziel titanisch ringt. Diese Briefe sind an fancy gerichtet, die wir ja schon kennen. Aber lange genug dauert es, bis fancy ihn endgültig erhört, und in der Zwischenzeit ist er

*) Holländisch „Minnebriefe“. Wilhelm Spohr hat lange geschwankt, ob er nicht „Minnebriefe“ übersetzen sollte, anstatt „Liebesbriefe“. Mir genügt beides nicht. Ich würde sagen: „Hetlandsbriefe“ oder „Briefe der Erlösung“. Allenfalls noch: „Briefe der Sehnsucht“.

seiner Verzweiflung und der unsäglichen Bitterkeit der Tageskämpfe völlig preisgegeben. In seiner Seele steigt das Bild des Heilands auf, wie er mit brechenden Kräften das Kreuz nach Golgatha emporträgt, begleitet von einem kleinlichen und mitleidlosen Döbel, der sich auf das bevorstehende Schauspiel freut. Und diese Vision, die in ihm glüht, — symbolisiert sie nicht sein Schicksal? Schleppte er selbst, Multatuli, nicht auch sein Kreuz empor und freute sich nicht schon ganz Niederland auf dieses Schauspiel? Die Verse, die diese Vision vom Kreuzgang festhalten, bilden den Höhepunkt der „Liebesbriefe“ und gehören zu den machtvollsten dichterischen Darstellungen der tiefsten Verzweiflung und tiefsten Verachtung. Bis dann endlich Fancy kommt und stolze Siegeszuversicht sein Herz erfüllt! Die Form, in der dieser Seelenprozeß dargestellt wird, ist wieder die vollromantische Formlosigkeit. Es wechseln Briefe, Parabeln, Verse, politische Verhandlungen, Manifeste an die Wähler, Büffellisten, Polemiken und Dithyramben. Und dieses alles wird zusammengehalten durch die große Seele, aus der es mit Elementargewalt herausbricht. Diese innere Einheitlichkeit wirkt hier noch viel unwiderstehlicher, innerlicher, machtvoller und ergreifender als im „Mag Havelaar“.

Wenn diese Art der Kunstübung Decker zum Romantiker stempelt, so muß doch gleich hinzugefügt werden: zum modernen Romantiker. Er war ein Mann der modernen Wissenschaft und des exakten Experimentes, das die Sinne und Nerven schärft. Auch sein Humor, seine „romantische Ironie“, war von modern realistischen Elementen stark durchsetzt, wie die köstliche Gestalt seines Droogstoppel beweist. Vor allem aber nahm er das Ideal einer Vereinigung von Poesie und Wissenschaft viel ernster und tiefer, als der Durchschnitt der älteren deutschen Romantiker. Decker dachte nicht daran, wissenschaftliche Probleme ganz einfach in einer wüßt phantastischen Mythologie zu ertränken und

dann vorzugeben, nun sei die organische Einheit zwischen diesen getrennten Mächten wiederhergestellt. Sondern er besaß wirklich einen unfehlbaren und sicheren Blick für das Grenzgebiet, wo Wissenschaft und Poesie sich in eins verflochten. In seinen „Millionenstudien“, auf die wir noch zurückkommen werden, schildert er die Gefühle eines Luftschiffers, dessen Ballon aus Mangel an Last pfeilschnell herunterschießt. Er selbst, der Schiffer, hat sich in dem Tauwerk mit dem rechten Bein verflochten, so daß er über Bord stürzt und nun mit dem Kopf nach unten hängt — während der Ballon herunterschießt. Multatuli rühmt sich, daß er in dieser Schilderung statt unendlicher Gefühlsergüsse vielmehr exakte optische Beobachtungen gegeben hätte — „das Gefühl kommt dann von selbst“. Ganz gewiß, in diesem Fall kommt es von selbst. Denn jede neue Veränderung im Gesichtskreis weckt neue Schrecknisse in der Seele des stürzenden Luftschiffers, und je genauer und minutioser sich die optische Schilderung gestaltet, ein desto reicheres Gefühls- und Seelenleben wird ausgelöst. Hier also begegnen sich Wissenschaft und Poesie und wird das exakte Referat ganz von selbst zu einer ergreifenden Dichtung. Dieser stark hervortretenden Eigenart seines Künstlertalentes verdankt Multatuli einige der ergreifendsten Stellen in dem Sendschreiben: „Wer von euch ohne Sünde ist . . .“ Er verteidigt eine Frau, die ein uneheliches Kind zur Welt brachte, und schildert dabei in ergreifender Poesie das Leben der geheimnisvollen Frucht im Mutterschooß. Und wieder scheint es ganz undenkbar, daß eine solche Poesie möglich wäre ohne exakte physiologische Erkenntnis. Eine natürliche Folge dieser Exaktheit war dann auch die hoch ausgebildete Nervosität oder, um das gute Wort eines Kritikers zu gebrauchen, vielmehr Nervenzucht dieses Mannes: seine Fähigkeit, noch kleinste Eindrücke genau zu unterscheiden und intensiv darauf zu reagieren. Daher der Reiz seiner Parabeln und der merkwürdige Impressionismus seiner

Lyrik. Und daher gleichfalls seine feine und scharfe und bohrende Sozialpsychologie. Zum Beispiel so feine und tiefe und hinreißende Beobachtungen über die Psychologie des Spieles, wie in einzelnen seiner „Millionenstudien“, dürften sich sonst nirgends mehr finden. Hier, in dieser Wesenseigentümlichkeit, ist er ganz und gar der Vorläufer modernster Kunstübung vom Naturalismus und Realismus durch die komplizierteste Psychologie hindurch bis zum Impressionismus und Symbolismus. Freilich, es löste sich keiner dieser Bestandteile heraus, um sich zu einem selbständigen Kunstwerk zu kristallisieren. Alles blieb in seinem Seelengrund fest verankert und mußte sich mit andersartigen Elementen gut- oder widerwillig zusammenfinden. Da er ein großer Mensch war, so erhielten diese fragmentarischen Einzelheiten seiner Kunst durch diese Seelengebundenheit freilich eine ganz gewaltige Resonanz von tiefster Wirkung. Dennoch lag hier die Grenze nicht nur seiner Kunst, sondern auch seines Wesens.

Sicherlich, der große und universale Romantiker ist auch als Künstler viel mehr als irgend ein „Poet“, irgend ein fingerfertiger Spezialist einer bestimmten Kunstform. Es ist besser und auch dichterischer, wenn eine große Seele sich abgerissen und fragmentarisch äußert, als wenn ein kleiner und behender Macher, der nichts zu offenbaren hat, fein säuberlich irgend eine Kunstform mit richtiger Technik herausbringt. Jedoch es giebt noch einen anderen, für den Vollromantiker weniger günstigen Gegensatz. Multatuli hat in seinen „Liebesbriefen“ ohne Zweifel etwas faustisches, über das wir seine oft unkünstlerischen Mittel völlig vergessen. Aber Goethe schuf Faust, der Tragödie ersten Teil, und es ist gar keine Frage, daß in diesem Ur-Kunstwerk der titanische Seelenkampf noch ganz anders zum Ausdruck gelangt als jemals in den „Liebesbriefen“. Das lag nicht nur an der Verschiedenheit des dichterischen Könnens, sondern auch an

der Fähigkeit Goethes, den Augenblickseindruck auf typische Gesetze und Ewigkeiten zurückzuführen, wodurch dieser ganz von selbst eine gar besondere Form und Färbung erhielt. Multatuli dagegen gab das Ewige nur dann, wenn es durch eine Momentphotographie zu erhaschen war. Und das darf man nicht allzu weit treiben, wie seine „Millionenstudien“ beweisen. Wilhelm Spohr, der verdienstvolle Vorkämpfer Multatulis in Deutschland, ist freilich auch noch von den „Millionenstudien“ entzückt und behauptet, man könnte ohne sonderliches Sitzfleisch aus diesem Buch spielend die Elemente der Wahrscheinlichkeitsrechnung erlernen. Nun, einem Herold verdenkt man es nicht, wenn er gelegentlich etwas laut seine Stimme erhebt. Aber ich zweifle, ob er viele Gläubige finden wird. Die wunderbaren, barock-dantesten Visionen, die dem Dichter im Gnomenreich Adolf von Nassaus beschieden sind, und dann die prachtvollen Momentphotographien frischweg vom Spieltisch, gruppieren sich um einen unerträglichen Wust von Zahlen und Tabellen und Referaten über die Methode der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die ganz und gar aus dem Rahmen der Poesie und Kunst herausfallen und höchstens für Leute von Interesse sind, die eine wissenschaftliche Liebhaberei für die edle Kunst des Rechnens übrig haben. Die „Büffellisten“, in den „Liebesbriefen“ wirkten anders, weil sie deutlich von dem Schmerz eines tief getränkten Herzens durchzogen waren. In den Wahrscheinlichkeitsberechnungen der „Millionenstudien“ spricht aber nur der gute mathematische Kopf von Eduard Douwes Dekker. Wenn die Mathematik ihm eine Geliebte war, so hat er sie uns in diesem Fall nicht zu enthüllen gewußt — sie bleibt uns Mathematik. Meines Erachtens ist er hier an der Grenze seines Könnens angelangt. Er giebt als Künstler gleichsam das Urleben, das keimende und schwellende und gebärende Chaos. Nun gilt es aber, aus diesem Chaos fertige und abgeforderte Gestalten und differenzierte Kunstwerke herauszuwachsen

zu lassen, ohne an elementarer Lebenskraft etwas einzubüßen. Der Spezialist freilich, der „Poet“, oder „Künstler“ im Sinn kraft- und markloser Aestheten, verliert fast immer durch diese Differenzierung, — ein großer Dichter gelangt erst durch sie zur vollen Entfaltung. Nun denn: zu diesen ganz Großen im Reich der Kunst gehörte dieser Holländer denn doch nicht, während er allerdings das Gewimmel der meisten unserer heutigen Poeten, auch mancher Berühmten unter ihnen, um Turmeshöhe überragt.

Nein, er gehörte nicht zu den ganz Großen, nicht zu den Weltgenies, und davon wurde selbstverständlich auch seine eigentlichsste Begabung, seine Romantik mitberührt.

Er war Romantiker, gewiß. Dichtung und Erkenntnis, Persönlichkeit und Lebensführung, Vernunft und Elementarnatur schlossen sich kristallinisch in ihm zusammen, und diese Geschlossenheit macht so recht sein kennzeichnendes Merkmal aus.

Nur darf man nicht zu scharf hinschauen: es war Fläche mehr als Tiefe, in gewisser Hinsicht sogar Oberfläche. In der indischen gewaltigen Natur sind ihm liebliche Märchen und farbenprächtige Gedichte aufgesprungen, niemals aber Naturmythik, niemals jene kosmische Urpoesie, jenes Bestreben eines Böcklin und Richard Wagner, grauenvolle oder berauschte Urstimmungen der elementarischen Allnatur in selbstgeschaffenen Mythologien zu entladen. Darin unterscheidet er sich auch gar sehr von Friedrich Nietzsche, dem Zarathustra-Dichter, der von Uebermenschen träumte und ewigen Wiederkünften, von tropischen Drachen und Ungeheuern, und der die Stimmen der Mitternacht und großen Stille zu wundervoll kosmischen Urdrönen zusammenballte. Multatuli ist im Kosmischen kaum weiter gekommen, als in seinen „Millionenstudien“, bis zur Gestalt des putzigen Gnomenkönigs Adolf von Nassau, den er noch dazu mit heinescher Ironie kurz-

weg abthat. Allerdings auf diesem Gebiet als ein erweiterter und vertiefter Heinrich Heine.

Eduard Douwes Dekker war Journalist und feuilletonist wie Heinrich Heine. Der Poet aus Düsseldorf, der ja gleichfalls von der Romantik herkam, hatte dermaleinst moderne und freiheitliche Ideen des Liberalismus mit kosmischer Naturstimmung innig durchseelt, hatte die französische Revolution in den Duft der blauen Blume tief hineingetaucht oder wenigstens hineinzutauchen versucht. Er war aber hier wirklich nur ein Anfänger, und Multatuli war sein Erfüller. Gar keine Frage, dieser Holländer hat das Freiheitsringen der modernen Menschheit und Individualität mit viel heißerem Herzen und schwerem Gefühl und mit viel tieferer Sachkenntnis durchempfunden, als jemals der ungezogene Liebling der Grazien. Heine blieb als Politiker doch allerwege nur Litterat, ein phantastischer Schwärmer, und der Resident von Lebak, der hohe Beamte in Niederländisch-Indien, der geherrscht und regiert hatte, wußte freilich viel besser und tiefer, wie viel Schicksal und Verhängnis und dämonische Leidenschaft sich in den Maschen der Politik verstricken kann — ihm war wahrlich die Politik nicht nur ein geistreiches und romantisches phantastisches Spiel. Dennoch war sie ihm im Wesentlichen poetische Dekoration, und darin unterschied er sich nicht viel von Heine, nur daß er vor seinem großen Vorgänger manches voraus hatte. Was war schließlich Heines Napoleonkultus gegen die Poesie von Insulinde? Trotz seiner glänzenden Sprachkraft vermochte Heine den Liberalismus seiner Zeit doch nicht völlig von einem verstandesmäßigen Beigeschmack zu befreien; bei Multatuli ist der Liberalismus urwüchsige Romantik, tropische Farbenpracht und Naivität — Insulinde. Er senkte die Politik, wie die Romantiker es immer ersehnten, in den Naturboden, daß sie blühte und Knospen trieb, wie eine Palme auf Java.

Schließlich liegt aber Heines wesentlichste und

dauerhafteste Bedeutung auf einem ganz anderen Gebiet: er war ein großer Dichter, einer der größten Lyriker.

Als Journalist und Feuilletonist freilich, da war Multatuli der Größere. Der Journalisten-Dichter, der größte Seher und Visionär unter den Journalisten — wenigstens bis jetzt.

Damit aber berühren wir einen wunden Punkt. Wir müssen nämlich einfach feststellen, daß es in diesem Umkreis, im Königreich Multatulis, keine bleibenden ästhetischen Werte giebt, sondern im krassesten Sinn des Wortes nur Fortschritt, nur eine Entwicklung: jeder Nachfolger hat Aussicht, seinen Vorgänger zu über-treffen, und dieser ist dann sofort entwertet. Multatuli kann überwunden werden, wie er selbst Heinrich Heine, den Journalisten, überwunden hat. Das Unentrinnbare Schicksal jedes aktuellen Schriftstellers, und wäre er der Größte einer.

Die Zeiten gleichen sich wohl in ihrem tiefsten Grunde, nicht aber in ihren Tagen und Stunden und bunten Hüllen. Und so braucht jeder neue Tag und jede neue Epoche auch ihre neuen Publizisten. Und immer von Neuem wird dadurch das Problem gegeben, den aktuellen Tageskampf und die Politik der Moment-interessen mit naturhafter Elementarempfindung, die an Romantik streift, irgendwie zu durchseelen. Ganz natürlich werden Persönlichkeiten dieser Begabung auch der Litteraturentwicklung einen mächtig fortwirkenden Anstoß geben: und müssen doch vergehen und auf eine wahrhaft zeugende Unsterblichkeit verzichten, wenn sie aus ihrem segensreichen und achtungswürdigen Journalismus nicht heraus- und zum Kunstwerk hinauf-schreiten. Natürlich, wie es ihrer Anlage entspricht, zum romantischen Kunstwerk.

Romantisches Kunstwerk? Ja, giebt es denn das? Die Romantik in ihrer Universalität, der doch schlechter-dings alles Kunst ist, das ganze Leben, negiert eigent-lich das Kunstwerk im spezifischen Sinn. Sie will

den Keim, den Urkeim, das Chaos, wie kann man da von Sonderung und Gliederung, wie kann man von einem Kunstwerk sprechen?

Man kann es doch, wie das Beispiel Multatulis selbst uns schon bewiesen hat. Dieses scheinbare Chaos quillt und braust aus einer großen Einheit heraus, aus dem Ich, aus der Individualität des Dichters, oder zuweilen aus der Rassenpersönlichkeit eines ganzen Volkes. Und so war auch bei dem großen Holländer die Einheit der Persönlichkeit stark genug gewesen, um den Roman „*Mar Havelaar*“ und die „*Liebesbriefe*“ zu einem elementarischen Ganzen zu verschmelzen trotz der barocken, bunten und verschiedenartigen Stil- und Darstellungsmittel. Höchstens spürt man einen gelegentlich formalen Mißton und man mag billig bezweifeln, ob man es mit ewigen Büchern zu thun hat. Immerhin, es sind doch noch geschlossene Kunstwerke, was sich von den „*Millionenstudien*“ nicht mehr sagen läßt. Aber bis zur letzten Grenze ist Multatuli auf diesem Gebiet nicht vorgeedrungen.

Man denke an Dante und die „*Divina Commedia*“, an Goethe und an den „*Faust*“, an Nietzsche und an „*Zarathustra*“. Da haben wir romantische Dichtungen vom ersten Rang, die nicht nur durch ihre innere Einheit, sondern auch schon rein stilistisch und formal als ausgeprägte Kunstwerke erscheinen. Es ist da gelungen, das Ich und das Ewige, das Chaos und die Form mit einander zu verschmelzen und wechselseitig sich durchdringen zu lassen. Dante gehört freilich dem grauen Mittelalter an, und Goethe und Nietzsche waren sehr viel mehr als nur Romantiker. Und so mag es denn bei der Bezeichnung bleiben, daß Multatuli, der bis dicht an die Grenze des großen romantischen Kunstwerkes gelangte, im Leben und Schaffen am Universalsten das romantische Einheitsideal gestaltet und entfaltet hat. Aber doch eben nur an der Oberfläche, doch nur, insoweit er der größte visionäre Journalist war, den Europa bisher ge-

kannt hat. Und er verfiel dabei gelegentlich auch dem Schicksal solcher großen Journalisten, eine spezifische Kunstform zum Sprachrohr politischer Tendenzen herabzudrücken. Multatuli's Drama „Fürstenschule“ ist ein Tendenzstück, wie es die Laube und Gutzkow seiner Zeit auch geschrieben haben, nur minder glänzend: ein brillantes liberales Theaterstück, aber kein Drama. Viel höher steht die kürzlich herausgekommene „Geschichte des kleinen Walthers“ wegen ihrer impressionistischen Kinderpsychologie und namentlich wegen ihres realistischen Humors, der in neuerer Zeit zu Vergleichen zwischen Multatuli und Dickens geführt hat. Der Humorist Multatuli soll der eigentliche Kern seiner Künstlerpersönlichkeit gewesen sein und es wird beklagt und aus seinem äußeren Schicksal erklärt, daß er nicht die Kunstform des humoristischen Romans mit Bewußtsein gepflegt hat. Man vergißt aber, daß die „Geschichte vom kleinen Walthers“ ursprünglich garnicht als geschlossenes Kunstwerk erschienen ist, sondern in zerstreuten Partien in den vielbändigen, journalistisch-philosophischen „Ideen“. Ein gewisser Zusammenhang dieser einzelnen Teile besteht allerdings, doch haben die Herausgeber einer Sonderausgabe der Erzählung immerhin noch ihre liebe Not. Und Multatuli's Humor ist selbst hier noch von romantisch-poetischen Elementen stark durchsetzt, die freilich mit dem modernen Realismus und der modernen Psychologie mancherlei Bündnisse eingingen. Er war und blieb eben der romantisch-visionäre Journalist und nur einzelne Bestandteile und Krümmen konnten mit Hilfe fleißiger Herausgeber nicht ohne Gewalttätigkeit zu einem realistisch-humoristischen Kunstwerk gestaltet werden. Das Urteil über Multatuli's Gesamtpersönlichkeit bleibt bestehen, — trotz der „Geschichte vom kleinen Walthers“.

Der spezifische Künstler Multatuli fand hier nun einmal seine Grenze, und zwar deshalb, weil hier auch die Schranke des Denkers lag.

VII.

Er liebte fancy, das unendliche Leben, und ahnte, wie alle Romantiker, hinter all' der bunten Mannigfaltigkeit die Einheit, die Identität aller Dinge. So predigte er Begeisterung für das Leben, Farbenrausch und Genuß. Wenn er ein Gott wäre, so rief er einmal aus, dann würde er verkündigen, daß er seine Freude hätte an Frohsinn, Licht und Farbe. Auch als Moralist ergriff er Partei für das Leben gegen die engende Konvention der kleinen Menschen und schwang mit souverainem Hohn die Geißel über die übliche Gesellschafts- und Theologenmoral. Auf die Frage aber, wie er den unzweifelhaften Gefahren einer im Uebermaß aufgepeitschten Genußsucht zu begegnen gedachte, gab er eine Antwort, die wie ein berauscher Wein wirkt, bis man hinterher einen fatal philiströsen Nachgeschmack auf der Zunge verspürt:

„Über das Maß und die Art des Genusses?

Auch das ist sehr einfach. Die Antwort steht deutlich geschrieben in dem vor uns liegenden Buche der Wirklichkeit, in dem nicht ein einziger Text gefälscht ist, und das man lesen kann ohne die mindeste Kenntnis von Hebräisch oder Griechisch. Es wäre auch wohl ein Jammer, wenn der Weg zur Seligkeit just leiten sollte längs pipto.

In diesem Buche steht geschrieben, daß, wer Steine schluckt, seinen Magen beschwert. Wer Genuß sucht im Uebermaß, wird krank. Wer seinen Nächsten totschlägt, kriegt den Namen eines unwirtsamen Menschen und wird als solcher behandelt. Wer lügt, dem wird nicht geglaubt. Wer stiehlt, wird festgebunden von Personen, die etwas besitzen. Wer aus dem Fenster springt, verfehrt sich. Wer in die Bresche springt für arme Teufel, muß Mangel leiden. Und wer „Liebesbriefe“ schreibt, wird verlacht und verhöhnt.

In all' diesen Vorschriften aus dem Buche der Wirklichkeit ist nichts Rätselhaftes, wie man es wohl

in den anderen Büchern findet. Das kommt daher, daß die Menschen, die Religionen machten, nicht meinten, was sie sagten, und daß die Natur wohl meint, was sie thut. Du siehst also, fancy, daß wir, um weise und gut zu werden — was eins ist — zurückkehren müssen zu dieser Natur! —“

Diese Sätze umschließen wohl den Kern der Philosophie Multatulis. Rückkehr zur Natur, die allein gut und weise ist, während der Mensch alles verpfuscht — die Lehre Rousseaus in modern naturwissenschaftlicher Begründung. Es ist böse, weil Multatuli selbst durch ein paar ironische Nebenbemerkungen die Philistrosität aufdeckt, die eigentlich die Vorbedingung zur Verwirklichung dieser Heilslehre wäre. „Wer in die Bresche springt für arme Teufel, muß Mangel leiden“. Nun, er ist in die Bresche gesprungen für arme Teufel, immer und immer wieder, und hat deswegen Mangel gelitten, und was für welchen Mangel! Und hätte er es nicht gethan, so wäre er nicht gewesen, der er war, Hollands größte Persönlichkeit im neunzehnten Jahrhundert. „Und wer „Liebesbriefe“ schreibt, wird verlacht“. Er hat Liebesbriefe geschrieben, und was für welche gleich! In Wahrheit, diese ironische Nebenbemerkung wirft seine ganze Weisheit über den Haufen. Dennoch, wie der gleich darauf folgende Schlußabschnitt beweist, ist eine solche Kritik nicht beabsichtigt, sondern Multatuli glaubt, wie Rousseau, an den Segen einer solchen „Rückkehr zur Natur“. Wir aber müssen fragen: woher kommt es denn, daß gar so mancher seinen Genuß im Uebermaß sucht und findet? Oder, daß ein anderer aus dem Fenster springt, obwohl er doch weiß, daß er sich versehrt? Daß er seinen lieben Nächsten totschlägt? Woher kommt das alles, woher die Maßlosigkeit, die Leidenschaft? Woher kommt die Dissonanz im Leben? Oder, schärfer gefragt, ist das Leben Dissonanz? Diese Frage in dieser unzweideutigen Formulierung hätte Multatuli, unbedingt verneint. Er glaubte an das Leben, pries

es mit tönender Zunge und nahm sogar ein Martyrium auf sich zu seiner Verherrlichung. Die Dissonanzen aber in diesem Leben nahm er für eitel Menschenwerk und hatte keine Ahnung, daß die Tragik und Dissonanz von Uransfang her in der Weltwurzel mit eingeschlossen liegt. Hätte diese Ahnung auch nur fern und dunkel in seiner Seele gelebt, ich schwöre, er wäre unter anderem auch Minister geworden, der größte Minister seines Landes. Dann hätte er auch Konzessionen gemacht und hätte nicht, wie ein Doktrinär, gesagt: alles oder nichts, sondern, wie ein Politiker: etwas. Wenn das Weltwesen selbst, das Universum und das Leben, von der tragischen Dissonanz nicht zu entlasten ist, dann konnten er und seine Javanen mit einer teilweisen Entlastung immerhin zufrieden sein. Das war es, was mir vorschwebte, als ich sagte, daß er zu einem Durchschnittspolitiker zu groß war, und daß er, um dennoch Durchschnittspolitik zu treiben, größer hätte sein müssen, als er war.

Aber sofort ergibt sich da die Frage: und diese grandiose Lebensfreude? Dieser jauchzende Dithyrambus, diese unglaubliche Fähigkeit der Sinne, alles in sich einzusaugen und einzutrinken, wo wäre dieses alles geblieben, diese eigentlichsste Größe Multatulis, wenn er die unausrottbare Tragik des Lebens nicht übersehen hätte? Nun, möglich, o, wohl möglich, daß ihm vor dem wirklichen Anblick der Meduse das Blut erstarrt und alle Lebensfreude erstorben wäre. Wohl möglich, daß dann Arthur Schopenhauer einen bedeutenden Schüler mehr gefunden hätte, einen von denen, die fähig gewesen wären, des Meisters trostlose Heilslehre in Wirklichkeit umzusetzen. Und gewiß, um einen solchen Ausgang einer solchen Natur wäre es schade gewesen.

Aber bei einem andern großen Menschen aus dem letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hat diese ungeheure Tragik des Erkennenden — Multatuli kannte nur die Tragik des Kämpfers — keineswegs

die machtvolle und hinreißende Begeisterung für das Leben ertötet. Friedrich Nietzsche durchschaute die ewige Dissonanz und erkannte, daß das Leiden in seinen furchtbarsten Manifestationen ein unausrottbarer Bestandteil des Lebens selbst wäre. Und dennoch, trotz dieser graufigen Erkenntnis, verherrlichte er dieses Leben und fand das berauschte Symbol der Lehre von der „ewigen Wiederkunft“. „Hinauf zur Natur“, predigte Nietzsche, während Multatuli im Grunde über Rouffaus „Zurück zur Natur“ nie hinausgekommen ist. Er blieb, wie als Künstler, so auch als Denker und Mensch an den Urkeim gebunden. Hier lag die Grenze seiner Natur.

Parabeln und Aphorismen von Mulfatuli

(Aus: Matthäus XIX).

17. Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: sie sollen ein Fleisch sein . . . Thun nicht Hurenjägerinnen und Ehebrecherinnen auch also? Wo ist eure Ehe?

18. Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Fleisch von meinem Fleisch, Bein von meinem Bein . . . Thun nicht die Tiere des Feldes auch also? Wo ist eure Ehe?

19. So wahr euer Gott ist ein Gott der Wahrheit, so wahr sage ich euch, du Mann und du Frau, paaret euch in der Wahrheit, auf daß ihr keine Lügen zeuget.

20. So wahr euer Gott ist ein Gott des Geistes, so wahr sage ich euch, du Mann und du Frau, paaret euch in dem Geiste, auf daß nicht die Jungen der Tiere des Feldes sagen zu eurem Geschlecht: wir sind euch gleich.

21. So wahr euer Gott ist ein Gott der Liebe, so wahr sage ich euch, du Mann und du Frau, paaret euch in der Liebe, auf daß ihr Kinder hervorbringt, die gezeugt sind in Liebe.

22. Du Mann, ziehe nicht im Tempel den Mund nach der Weise der Rabbis, als kostetet ihr süßen Weins, und sprich nicht zu deiner Frau, als wäre Wermut auf deiner Zunge.

23. Wer da Weisheit giebt im Tempel und thörichte Reden seiner Frau, der ist ein Dieb.

24. Wer hat dich gerufen in den Tempel? Du kamst ungerufen. Aber deiner Frau hast du Liebe gelobt. Darum vertraute sie dir und öffnete ihren Schoß.

25. Und du, Frau, entehre nicht deinen Mann, indem du sprichst: Herr! Denn so du dich selbst erniedrigst, erniedrigst du ihn, der mit dir eins ist. Nimm von seinem Pfad, was du kannst, daß er nicht strauchle.

26. Doch ich sage dir das, nicht als spräche ich zu einer Sclavin, sondern auf daß du selbst nicht fallest, wo er gestrauchelt ist. Denn ihr seid eins.

27. Die Frau soll verantworten vor dem Mann, und der Mann vor der Frau, denn sie sind eins.

* * *

Kraft und List.

Ein Ritter stritt gegen Uebermacht. Er hielt tapfer aus, empfieng Wunde auf Wunde, aber er verbiß den Schmerz und verleugnete seine Schwäche. Er hielt stand, als wenn er keine Wunde empfangen hätte und keinen Schmerz fühlte. Mehr kann man nicht verlangen von einem Ritter.

Der Feind bedachte ein Mittel. Wie man's durchführte, weiß ich nicht, aber es kam darauf hinaus, daß Honig an der Rüstung des Kriegers klebte, der allein stand gegen viele.

Die Fliegen kamen dem Feinde zu Hilfe. Und dieser gab sich unedler Freude hin und sagte:

Was unser Stahl nicht vermag, das werden die Fliegen thun. Er wird fallen, und zu Hause werden wir von den Fliegen nicht sprechen, und sagen, daß er fiel durch unsere Kraft.

In der That, der Ritter wäre unterlegen, wenn er seiner Dame nicht gelobt hätte, daß er nicht unterliegen werde.

* * *

Wenn das Samenkorn sprechen könnte, würde es klagen, daß da Schmerz liege im Aufkeimen.

* * *

Wer nicht mehr giebt, als er empfieng, ist eine Null und that mit seinem Geborenwerden ein unnütz Werk.

* * *

Schmerz und Unglück sind mehr davon abhängig, was wir sind, als davon, was über uns hereinbricht. Wie Eroberer, die sich bücken unter die Sitten des Landes, das sie zu beherrschen scheinen, nehmen beinahe alle Geschehnisse die Farbe des Gemütes an, das sie berühren.

* * *

Sieh doch, mein Sohn, wie weise die Vorsehung alles gemacht hat. Der Vogel legt seine Eier ins Nest. Die Jungen werden auskriechen gegen die Zeit, da es Würmer und Fliegen giebt, sie zu nähren. Dann singen sie ein Loblied zu Ehren des Schöpfers, der seine Geschöpfe überschüttet mit Wohlthaten . . .

Singen die Würmer mit, Papa?

* * *

Jemand, der vorgiebt, er könne auf dem Gebiet der Kunst etwas leisten, muß sich nicht damit aufhalten, nach Quellen zu suchen: er selbst muß Quelle sein. Eine tüchtige Amme saugt nicht, sie säugt.

* * *

Stil ist keine Kunst oder ein Künstchen, er sprudelt allein aus dem Herzen heraus.

* * *

Es ist herrliche Poesie, das Aufheben des keuschen Gewandes der Natur, das Suchen ihrer Formen, das forschen nach ihren Verhältnissen, das Eindringen in die Gebärmutter der Wahrheit.

* * *

Die Summe des allgemeinen Genusses zu erhöhen, das ist Tugend.

* * *

Wörter regieren die Welt.

* * *

Am Anfang war Tugend . . . garnichts. Man war tugendhaft, so lange niemand über Tugend sprach.

Denn die Natur des Menschen war gut. Aber Man fing an zu erzählen, was gut ist, und von dem Augenblicke an hatte Man so viele Tugenden, als Man Köpfe hatte . . . Die Tugend verschwand, als Man über die Tugend sprach, wie die Stille verschwindet durch viel Reden über die Stille.

* * *

Ich weiß nicht, ob wir sind erschaffen mit bewußtem Zweck — oder ob Zufall uns auf die Erde warf. Auch nicht, ob wohl ein Gott, ob Götter sich an unserer Qual ergötzen und schelten ob der Unvollkommenheit von unserem Sein. Wäre es so, wahrlich, es wäre furchtbar! Wer trägt die Schuld, daß Schwache schwach sind, Kranke krank und Dumme dumm?

Sind wir geschaffen mit Vorbedacht und mit bestimmtem Zweck, und wir können durch unsere Unvollkommenheit nicht unser Ziel erreichen . . . so fällt der Schimpf all des Verkehrten nicht auf uns, auf das Geschöpf nicht, nein, auf den Schöpfer fällt er zurück. An ihm war's, sich zu offenbaren, und er that es nicht! That er es, er hätt' es so gethan, daß niemand zweifeln konnte: daß jeder sagte: ich fühle ihn, ich kenne ihn und ich versteh' ihn.

* * *

Eine Sammlung von Holz, Stein, Kalk u. s. w. ist nicht immer ein Gebäude. Ein Beisammensein von Menschen ist nicht immer eine Gesellschaft.

* * *

Man meint, daß ich mich auflehne gegen alles, ach, wenn man wüßte, wieviel Dinge mir heilig sind!

* * *

Reim ist . . . ausgenommen in Versen . . . die schönste Sache von der Welt.

* * *

Es ist nicht wahr, daß ein Kind Unterthänigkeit und Liebe seinen Eltern schuldig ist.

Diese elende Vorschrift ist erfunden zur Bequemlichkeit von Eltern, die Mangel fühlten an geistigem Uebergewicht und zu faul waren oder zu dürr am Herzen, um Liebe zu verdienen.

* * *

Es ist merkwürdig, daß so viel Menschen sich anmaßen, Kinder zu haben.

* * *

Man liest schlecht in Landen, wo jeder lesen kann.

* * *

Kein Schriftsteller ist verständig genug, die Dummheit seiner Leser zu begreifen.

* * *

Poesie ist mit Wissenschaft eins und strebt mit ihr nach den rechten Begriffen von der Art der Dinge. Wahre Poesie ist nicht Gegnerin der freien Forschung, sondern ihre liebe, treue Bundesgenossin.

* * *

Meint man, daß es der Mühe nicht lohnen würde, Kinder zu fragen, was am Unterricht mangelt?

* * *

Wenn ich Gott wäre, würde ich einen Propheten senden mit der Botschaft, daß ich viel hielte von Licht, Lust, Leben, Farbe . . . und daß ich meine Lust hätte an Fröhlichkeit.

Bur Multatuli - Litteratur.

Ausgaben. Bei J. C. C. Bruns in Minden erschienen 1899 ff: I. Multatuli, Auswahl aus seinen Werken, (Preis 4,50 M.) eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens von Wilhelm Spohr. (Die ausführlichste deutsche Biographie des Dichters.) II. Mar Havelaar (4,50 M.). III. Liebesbriefe (Minnebriefen) (3 M.). IV. Millionen-Studien (4,50 M.). V. Fürstenschule (2,25 M.). VI. Geschichte des kleinen Walthër. VII. Ideen (Auswahl aus Multatuli's Hauptwerk „Ideen“, das 1862—77 in 7 Bänden erschien und Aphorismen, Erzählungen, den Roman vom kleinen Walthër, Dramatisches u. s. w. enthält). VIII. Briefe und Dokumente von Multatuli. Sämtlich übersetzt und eingeleitet von Wilhelm Spohr.

In Hendel's „Gesamt-Bibliothek“ erschienen Halle 1901: I. Mar Havelaar. II. Die Abenteuer des kleinen Walthër. III. Walthër in der Lehre (à 1 M. brosch., 1,25 M. geb., 2 M. Geschenkband). Sämtlich übersetzt und eingeleitet von Dr. Karl Mischke. IV. Millionenstudien. V. Minnebriefe (IV und V im Erscheinen begriffen). VI. Fürstenschule. VII. Die Braut (à 0,25 M. brosch., 0,50 M. geb.).

Zahlreiche Aufsätze über Multatuli sind in den deutschen Zeitschriften der Jahre 1899 ff. enthalten.

ferner: Huet, Multatuli in ten Brink's Heden-daagsche Letterkundigen (Litteratur der Gegenwart) 1885.

Dosmaer, Een jaaiër (ein Sämann) Amsterdam 1879.

Ch. Abrahams, Deffer Amsterdam 1892.

Dolaf, Multatuli Jülphen 1888.

Chym, Multatuli 1891.

Hans Landsberg.

folgende Hefte sind bereits erschienen:

- Heft 1. **Friedrich Nietzsche** von Dr. Paul Ernst.
Heft 2. **Josef Kainz** von Ferdinand Gregori.
Heft 3. **Hans Thoma** von Dr. Franz Servaes.
Heft 4. **Richard Strauß** von Dr. Erich Urban.
Heft 5/6. **Hermann Sudermann** v. Dr. Hans Landsberg.
Heft 7. **Arnold Böcklin** von Rudolf Klein.
Heft 8/9. **Gabriele d'Annunzio** v. Lady Dr. Blennerhassett.
Heft 10. **Wilhelm Raabe** von Wilhelm Jensen.
Heft 11/12. **Björnsterne Björnson** von Georg Brandes.
Heft 13. **Christian Dietrich Grabbe** v. Dr. Hans Landsberg.
-

Als weitere Hefte erscheinen in rascher Folge:

- | | |
|------------------------------------|---|
| Dr. Hermann Türck . . . | Jbsens Weltanschauung. |
| Dr. Felix Poppenberg . . . | Hugo v. Hofmannsthal. |
| Dr. Gustav Kühn . . . | Detlev von Liliencron. |
| Karl Scheffler . . . | Ludwig von Hofmann. |
| E. Zola und A. Proust . . . | Manet. |
| Dr. Edmund Goße . . . | Walt Whitman. |
| Dr. Hugo Habersfeld . . . | Richard Muther. |
| Dr. Franz Oppenheimer | Kunst und Wirtschaft. |
| Prof. Dr. Thomas Achelis | Tolstoi. |
| Prof. Dr. Richard Muther | Kunstgeschichte und
Kunstkritik. |
| Dr. Karl Hans Strobl . . . | Arno Holz und die jüngst-
deutsche Bewegung. |
| Georg Hermann . . . | Das Wesen der
modernen Kunst. |
| Dr. Hans Daffis . . . | Theodor Fontane. |
-

Johannes Belling Buchdruckerei, Berlin W., Karlsbad 15.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 00536 0873

D

APR 4 1950

UNIV. OF MICH.
LIBRARY



